

Die Friedhöfe sind voller Optimisten! – pflegte ein guter Bekannter mit dem wir früher in die Berge gingen bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit anzumerken. Wir mochten ihn gern, dennoch ließen wir ihn meistens vorangehen, seine negative Haltung war für die Gruppe einfach zu anstrengend. Wir warfen ihm Schwarzmalerei vor – er uns Naivität. Wenn ich zurückdenke hatten wir in solchen Diskussionen meist den gleichen Wissensstand, wir kannten die Fakten, es war auch niemand dabei, der die Augen verschließen wollte. Der einzige Unterschied war - die meisten von uns hatten sich zu einer anderen Perspektive entschlossen.

Auch Propheten müssen sich zu anderen Perspektiven entscheiden – im Negativen und im Positiven, selbst wenn sie sich damit nicht unbedingt beliebt machen oder eben auch der Naivität geziehen werden. Letzteres wird wohl auch Sacharja begegnet sein. Die reale Situation in Jerusalem war für die aus dem Exil Heimgekehrten nicht wirklich berauschend. Die Zerstörung war groß, vorhandener Familienbesitz war längst von den Daheimgebliebenen für sich beansprucht worden – die hatten sich inzwischen arrangiert und hätten die Rückkehrer nicht gebraucht. Die soziale Lage war für letztere schlecht, Armut herrschte vor, die Lebenserwartung war gering, die Kindersterblichkeit hoch.

Und in diese Situation hinein wollen Haggai und Sacharja den Tempel wiederaufbauen! Und mit ihm die Stadt Jerusalem. Haben sie große Konzepte oder sind sie da ein bisschen zu naiv?

Naiv waren sie wohl nicht. Bleiben wir bei Sacharja- Realitätsferne kann man ihm nicht vorwerfen. Er sieht die reale politische Situation sehr wohl, er denkt nicht an ihr vorbei, sondern er denkt durch sie hindurch. So kann er sie in Hinblick auf Gott, fast könnte man sagen – mit den Augen Gottes sehen. Das erlaubt ihm sogar doppelt realistisch zu sein: er kann die Entwicklungen am Ende des Exils beobachten, die schwierigen Zeiten des Neuanfangs und die damit verbundenen gemischten Gefühle wahrnehmen, und dennoch die Verheißungen Gottes über dieser schwierigen Lage ausrufen!

Sehen wir uns einmal die Texte genauer an – die Doppelvision ist ja nicht auf den ersten Blick verständlich. Der erste Teil fängt schon einmal ziemlich düster an: Sacharja sieht vier Hörner und vier Handwerker. Handwerker sind uns geläufig, aber wie ist das mit den Hörnern? „Horn“ ist im antiken Orient ein Symbol für politische Macht, das war Sacharja sicher klar. Es könnte aber auch hinter den Hörnern ein tatsächlicher Kopfschmuck der Mächtigen stehen, nämlich eine Hörnerkrone, die noch dazu den Göttlichkeitsanspruch des Trägers symbolisiert. Der Deuteengel erschließt die Bedeutung der vier Hörner jedenfalls als die Mächte, vielleicht auch die Weltmacht, die Juda, und wie vermutlich später hinzugefügt, auch Israel und Jerusalem zerstört haben. Dann sieht der Prophet vier Handwerker, ich stelle mir da kräftige Kerle vor, sie werden oft als Schmiede übersetzt. Auf seine Frage antwortet nun der Herr selbst: die Hörner hätten Juda vollständig zerstreut, die Handwerker würden letztere nun in Schrecken versetzen. Die Zahl vier steht wahrscheinlich für die vier Himmelsrichtungen aus denen diese Gerichtswerkzeuge Adonais kommen. Es geht in dieser Vision wohl um die Niederwerfung der sich religiös definierenden Weltmächte. Damit wird die Kraft des Gottesglaubens bezeugt und bestärkt, eines Glaubens der gegen alle Bedrohungen an der Zukunft der JHWH-Gemeinde festhalten lässt. Dieser Gottesglaube,

der der umfassenden Bedrohung standhält, wird zur Vorbedingung eines neu entstehenden Jerusalems und eines Volkes das aus der Diaspora heimkehrt.

Von dieser neuen Zukunft Jerusalems spricht auch der zweite Teil. Der Prophet sieht einen Mann, der schon mit einer Messschnur Grundstücke abschreitet und den Aufbau Jerusalems ankündigt. Nun tritt neben dem Deuteengel ein anderer Engel auf, und mit ihrem Gespräch wird das Geschehen aus dem rein Irdischen nun auf eine höhere, himmlische Ebene gehoben. Der junge Mann, er wird von manchen Interpreten auch als Engel gedeutet, erfährt, dass Jerusalem als Stadt ohne Mauer konzipiert ist - wegen der vielen Menschen und Tiere in ihrer Mitte – ein Bild für die große Fülle des sich in Jerusalem zeigenden Lebens, und ein Bild einer Stadt mit offenen Grenzen. (Vermutlich stand die persische Reichshauptstadt, das Zentrum der damaligen Weltmacht für dieses Konzept der offenen Stadt Pate. )

Das Bild geht allerdings wesentlich weiter - Es geht nicht um den messbaren Wohlstand der zukünftigen Stadt, sondern das Irdische und das Himmlische verschmelzen in ihr miteinander. So hören wir in einem Gotteswort, dass der Herr selbst eine Mauer aus Feuer für sein Volk sein wird. Hier klingen Motive an, die den Zeitgenossen Sacharjas vertraut und ermutigend waren und die auch wir aus der Exodus- und Sinaitradition kennen: Gott der sein Volk in der Feuerwolke begleitet, der zu Mose aus dem brennenden Dornbusch spricht. Feuer als Zeichen, dass Gott bei seinem Volk war, ist und bleibt. So ist Jerusalem als Stadt in der Gott selbst wohnt, von der aus er seine Weltherrschaft führt, in Sicherheit.

Sicherheit konnte man damals wohl noch nicht wahrnehmen, Zerstörung war überall, besonders am Tempel sichtbar, es saßen noch keine alten Leute den spielenden Kindern zusehen konnten auf den Plätzen (ein Bild aus dem 8.Kapitel des Buchs) –Später wurde sogar eine Mauer um Jerusalem gebaut.

War also Sacharja ein Träumer, ein Spinner? War die Vision von Offenheit, Toleranz und Frieden einfach nur blauäugig naiv? Gerade jetzt da Krieg und Zerstörung so nahe gekommen sind, drängen sich Fragen wie diese auf. Macht es Sinn zu hoffen? Verändert das etwas? Können wir überhaupt etwas tun? Oder sind die Friedhöfe doch voller Optimisten?

Prophetie ist nicht Wahrsagerei, sie ist viel mehr. Sie sagt nicht Zukunft, sondern Zukunftsmöglichkeiten voraus und ist damit in ihrer Deutung auch zeitlich offen. Diesen Mehrwert an Möglichkeiten kann Sacharja in seiner Situation nur formulieren, weil er diese neue Zukunft als Gotteswirklichkeit denken kann. Weil glaubende Hoffnung in den Kreisen um Sacharja immer deutlicher als die entscheidende Kraft zum Überleben wahrgenommen wird.

Es gibt so etwas, wie die rettende Kraft der Utopie – wie das Urvertrauen darauf, dass sich Dinge wieder zum Besseren wenden können und werden, auch wenn im Moment nichts danach aussieht. An den Glauben daran, dass dieser Prozess bruchstückhaft schon begonnen hat, dass in der zögerlichen Bewegung schon das Ganze zu erahnen ist. Es gibt dieses schon und noch nicht, wo die Ahnung des Ziels bereits Vorgeschmack der Erfüllung sein kann.

Utopien sind notwendig – sie zeigen das Ziel, sie geben Richtung an, sie ermutigen und mahnen auch, wenn man an ihnen vorbeilebt. Große Konzepte schließen Realismus nicht aus. Im Gegenteil: sie ergründen die zahlreichen Möglichkeiten von Zukunft und machen unsere eigenen Gestaltungsräume sichtbar.

Gerade jetzt braucht es Utopien, braucht es Entwürfe dessen, was denkbar und wünschenswert ist. Das hypnotisierte Starren auf den momentanen Mangel an Möglichkeiten ist nicht immer ein guter Ratgeber – es führt zu leicht zu Resignation. Wie die Menschen um Sacharja brauchen wir Utopien als Appell, damit wir gemeinsam auf eine bessere Welt zu hoffen wagen und vor allem, damit wir nicht aufhören gemeinsam an ihr zu arbeiten. Dann können auch wir glaubend darauf vertrauen, dass Adonai selbst schützend bei seinen Menschen ist, oder, dass – wie wir im Evangelium gehört haben- das Gottesreich schon mitten unter uns ist.

Seien wir also realistisch: Denken wir utopisch!

Amen